

# Diogenes

*Leseprobe*



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)

d

Meir Shalev

*Zwei Bärinnen*

*Roman*

*Aus dem Hebräischen von  
Ruth Achlama*

Diogenes

Titel der 2013 bei Am Oved, Tel Aviv,  
erschienenen Originalausgabe:  
‛Schtain Dubim‛  
Copyright © 2013 by Meir Shalev  
Im Roman werden einige Zeilen  
aus den Gedichten *Birg mich unter deinen Schwingen*  
und *Der Weiher* von Chaim Nachman Bialik zitiert  
(In: *Ausgewählte Gedichte*, aus dem Hebräischen übertragen  
von Ernst Müller, Wien und Leipzig 1922)  
sowie aus dem Gedicht *Salbedrit* von Kadja Molodowsky,  
das hier nach der beliebten hebräischen Nachdichtung  
des jiddischen Originals wiedergegeben wird.  
Umschlagillustration: Peter Wilson,  
‛Snake Head‛, 1996 (Ausschnitt)  
© Peter Wilson/Bridgeman Art Library

Begebenheiten und Dorfgeschichten, die vielleicht noch  
in Erinnerung sind, liegen einem Teil dieses Buches zugrunde.  
Es ist jedoch keineswegs als dokumentarisches Werk zu betrachten,  
sondern vielmehr als frei erfundenes Stück Literatur,  
allein der Schriftstellerkunst verpflichtet.

*Für Abraham Yavin  
in Liebe und Dankbarkeit*

Alle deutschen Rechte vorbehalten  
Copyright © 2014  
Diogenes Verlag AG Zürich  
www.diogenes.ch  
120/14/8/1  
ISBN 978 3 257 06911 2

*Das Telefongespräch*

Das Handy klingelte. Der große, kräftige Mann warf einen Blick darauf und sagte zu der Frau, mit der er zu Abend aß: »Ich muss rangehen. Bin gleich wieder da.«

Er trat auf die Straße, bemüht, seinen kleinen Bauch einzuziehen. An den hatte er sich noch nicht gewöhnt, er überraschte ihn immer aufs Neue: vor dem Spiegel, unterm Gürtel, in den Blicken seiner Partnerin, wenn er auf ihr ruckelte.

»Hallo?«

Die vertraute Stimme antwortete: »Neun Klingelzeichen habe ich gezählt. Du hast mich warten lassen.«

»Entschuldige. Ich bin im Restaurant und kurz rausgegangen.«

»Wir haben ein Problem.«

»Ich höre.«

»Ich werde es dir mit Verstand und Vorsicht erklären, und versuche mir bitte genauso zu antworten.«

»Okay.«

»Erinnerst du dich an unseren Ausflug in die Natur?«

»Heute Morgen?«

»Was hatte ich gerade gesagt? Mit Verstand und Vorsicht. Ohne Zeitangaben, ohne Tage, ohne Stunden.«

»Verzeihung.«

»Es war ein schöner Ausflug.«

Schweigen.

»Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Es war ein schöner Ausflug.«

»Hab's gehört.«

»Du hast mir keine Antwort gegeben.«

»Du hast Verstand und Vorsicht von mir verlangt. Was soll ich denn da drauf wohl antworten?«

»Was heißt ›was soll ich denn da drauf‹? Wie redest du mit mir? Sag: Was hätte ich darauf antworten sollen.«

»In Ordnung.«

»In Ordnung reicht nicht. Sag: Was hätte ich darauf antworten sollen.«

Der Mann zog den Bauch noch weiter ein, ließ aber gleich wieder locker: »Was hätte ich darauf antworten sollen.«

»Du hättest sagen sollen, ob du meinen Worten zustimmst oder nicht.«

»Worüber?«

»Über unseren Ausflug in die Natur.«

»Ich stimme zu. Es war ein sehr schöner Ausflug in die Natur.«

»Du hättest gleich antworten müssen. Zwei Mal hast du mich warten lassen. Erst beim Klingeln und jetzt beim Antworten.«

»Verzeihung.«

»Lass mich niemals warten.«

»In Ordnung.«

»Erinnerst du dich an das Versteck, in dem wir am Ende des Ausflugs gegessen haben?«

»Sicher. Im Wadi, unter dem großen Johannisbrotbaum.«

»Was hatte ich gesagt? Mit Verstand und Vorsicht. Ohne Zeit- und Ortsangaben, ohne Namen.«

»Ich habe keine Namen genannt.«

»Du hast doch Johannisbrotbaum gesagt, oder nicht?«

Der Mann ballte behutsam die rechte Hand und betrachtete sie. Sie hatte einen weißen Verband, aus dem nur die Fingerspitzen hervorlugten. Seine Augen, klein und engstehend, schlossen sich einen Moment und öffneten sich wieder, wie bei einem Schmerz, der auflebt, wenn man an seine Ursache denkt. Ich stelle ihn mir im Geist vor. Wie er vor dem Lokal steht, auf seine Stiefel starrt, den linken Unterschenkel etwas anhebt, die blanke, kantige Stiefelspitze am rechten Hosenbein reibt.

Und ich höre seinen Gesprächspartner weiterreden: »Hättest du einfach nur Johannisbrotbaum gesagt – na gut. Einfach nur groß – halb so schlimm. Aber der große Johannisbrotbaum, Substantiv und Adjektiv und dazu noch der bestimmte Artikel – das ist wie auf dem Präsentierteller. Guten Appetit, greift bitte zu. Nicht einfach nur Baum: Johannisbrotbaum. Nicht einfach nur Johannisbrotbaum: großer Johannisbrotbaum. Und nicht einfach nur irgendein Johannisbrotbaum: der große Johannisbrotbaum im Wadi. Das ist eine Bezeichnung, die kaum Auswahlmöglichkeiten lässt. Genau dafür wurde die Sprache erfunden, um die Dinge klarzustellen, aber für uns ist Klarheit sehr schlecht, verstehst du?«

»Ja, Entschuldigung.«

»Genug der Entschuldigungen. Pass einfach auf.«

»In Ordnung.«

»Gut. Jetzt zur Sache. Es geht darum, dass wir dort etwas vergessen haben.«

»Den Gasbrenner, auf dem du uns Tee gemacht hast?«

»Was Wichtigeres.«

»Den Zuckerlöffel?«

»Würden wir so ein Gespräch über Teelöffel führen? Denk gut nach, dann wird es dir wieder einfallen. Streng dein Gehirn einmal ordentlich an. Auch ein kleines Gehirn taugt etwas, wenn man es richtig in Gang setzt. Und falls es dir einfällt, sag nicht, was es ist. Sag nur: Ich weiß, wovon du sprichst.«

»Ich denke nach.«

Schweigen.

»Wieder lässt du mich warten.«

Schweigen.

»Jetzt fällt's mir ein. Ich weiß, wovon du sprichst.«

»Dann fahr hin, such, bis du es gefunden hast, und bring es mir.«

»Wie dringend ist es?«

»Wenn jemand es vor uns findet, wäre das sehr schlecht.«

»Eine halbe Minute, und ich geh los. Ich such mit der Taschenlampe.«

»Ein hoffnungsloser Fall, das bist du. Ein hoffnungsloser Fall. Erst ›was soll ich denn da drauf‹ und jetzt ›ich geh los‹ und ›ich such‹? Sag: Ich werde losgehen, und ich werde suchen. Man muss das Futur benutzen. Ich will dich endlich mal richtig reden hören.«

»Ich werde losgehen, und ich werde suchen.«

»Und ärgere mich nicht mehr.«

»Entschuldigung.«



»Und mach dich jetzt nicht mit der Taschenlampe auf den Weg. Jetzt ist es dunkel. Jemand könnte das Licht von weitem sehen. Steh morgen früh auf.«

»Gleich morgens.«

»Bei Sonnenaufgang. Und parke nicht an der üblichen Stelle. Such dir einen anderen Platz, geh ein Stück weiter zu Fuß, komm beim ersten Tageslicht an, und nimm die Suche auf.«

»In Ordnung.«

»Was macht die Hand?«

»Okay.«

»Tut sie weh?«

»Bisschen weniger.«

»Hast du sie verbunden?«

»I wo.«

»Dass du uns nicht noch Tollwut bekommst.«

»Nein.«

»Und entspann endlich den Bauch. Ich spüre es ja bis hierher, sogar ohne dich zu sehen. Los, schick deine Freundin nach Hause und geh schlafen. Du musst morgen früh aufstehen. Sie braucht nicht zu wissen, um welche Uhrzeit du abgefahren bist.«

*Vorbereitungen*

## I

**W**ie hart würde die Rache sein, und wie schlicht und leicht waren die Vorbereitungen. Der Frau des Rächers, die hinter ihm stand, jede Einzelheit sah und begriff, erschienen sie wie die Vorbereitungen zu einem Ausflug, wie seine Vorbereitungen zu den Ausflügen, die sie vor Jahren gemeinsam unternommen hatten: das kräftige Ausschütteln des Rucksacks, der sich freute, mal wieder aus dem Abstellraum herauszukommen. Der prüfende Zug an den Schnürsenkeln der Wanderschuhe, die beinah schon alle Hoffnung aufgegeben hatten. Der Anwesenheitsappell der Knöpfe am Arbeitshemd.

Und auch die Unterschiede sah sie: Anstelle der Delikatessen, die er auf die damaligen, die gemeinsamen Ausflüge mitgenommen hatte, um ihr Herz zu erfreuen, packte er jetzt wenige, einfache Lebensmittel ein: ein paar Scheiben Brot, harte Eier, ungeschälte kleine Gurken, einen Becher saure Sahne. Das Wort »asketisch« fiel ihr unwillkürlich ein.

Und weitere Dinge bemerkte sie: Die Eier pellte er hier in der Küche, damit keine Schalenkrümel im Gelände zurückblieben und die Anwesenheit eines Menschen verrieten. Die Salami, eine ständige Begleiterin bei den gemein-

samen Ausflügen von einst, signalisierte ihm, dass sie gern mitkommen würde, wurde jedoch übergangen. Ihr Geruch konnte Hunde anlocken, und dem Hund folgte womöglich sein Herrchen. Den schwarzen Kaffee, registrierte sie, kochte er noch hier im Haus und goss ihn in die alte Thermoskanne. Ein Lagerfeuer, einen Gasbrenner, frischgekochten Kaffee sieht und hört man, und ihr Geruch trägt weit.

Und sie erinnerte sich: Früher, bei den gemeinsamen Ausflügen, hatte er den Kaffee auf seinen kleinen, perfekt geschichteten Feuerchen gekocht. Hatte ihn aufwallen lassen, umgerührt, eingeschenkt, ihn ihr wie ein ausnehmend galanter Kellner serviert. Sie hatten damals einen kleinen Stieltopf, der auf jeden Ausflug mitkam. Aber auch der – wo ist er?, fragte sie sich unvermittelt, schon zwölf Jahre hatte sie ihn nicht mehr gesehen – kam jetzt nicht in den Rucksack.

Sie wusste: Etwas Großes und Schlimmes stand bevor. Vergeltung würde geübt, Blut gerächt werden, es würde jemand sterben, vielleicht mehr als einer. Und doch trat ein Lächeln auf ihr Gesicht, als empfände sie Mitleid mit dem Stieltopf: »Dich Schüchternen und Verrußten nimmt er nicht mit? Macht nichts. Auch mich lässt er zurück« – wie einst David die zweihundert Mann zurückließ, die beim Tross blieben, als er mit gezücktem Schwert zu Nabal zog, Rachegeanken im Herzen.

Sie trat näher an ihn heran. Spürte er sie? Besaß er noch jene erschreckende und anziehende Fähigkeit zu spüren, was hinter seinem Rücken vorging? Ob ja oder nein, er drehte sich nicht um, schenkte ihr keinen Blick. Sie trat noch näher, fühlte angenehm deutlich die zwei Zentimeter

Größenunterschied zwischen ihnen und lächelte im Stillen: In der ganzen Moschawa gab es keinen Mann, der kleiner als seine Frau war, und erst recht keinen, dem das auch noch gut gefiel.

Früher, vor dem Unglück, als sie noch gemeinsam auf der Straße gingen – was für ein schönes Paar, sagten damals alle –, legte er ihr sogar den Kopf auf die Schulter, ein Rollentausch, der Beobachter irritierte, ihr selbst aber großes Vergnügen bereitete. »Das ist sehr wichtig, seine Liebste zum Lachen zu bringen«, sagte er damals oft. In ihren privaten zehn Geboten, die er verfasst und im Schlafzimmer an die Wand gehängt hatte, lauteten das dritte, das vierte und das neunte Gebot einhellig: »Du sollst deine Frau zum Lachen bringen.«

»Wo hat er bloß die biblischen Wendungen her?«, hatte sie damals gestaunt, als sie die Worte erblickte, und staunte sie nun, als sie ihr wieder einfielen. An einem besonders schlimmen Morgen, vor ein paar Jahren, hatte sie diese zehn Gebote von der Wand gerissen, zerfetzt und in den Müll-eimer geworfen. Neue hatte er ihr nicht geschrieben, aber die alten waren unvergessen – sie hingen noch an den Wänden ihres Herzens.

»Sein Rücken ist so viel breiter geworden«, sagte sie sich jetzt.

Bei den einstigen, gemeinsamen Ausflügen waren sie immer nebeneinander gegangen, aber wenn der Weg schmal wurde, hatte sie das Tempo verlangsamt, um ihn vorzulassen. Dann hatte sie seinen knabenhaft schmalen Rücken angeschaut, und er hatte sich ab und zu umgewandt und gesagt: »Warum gehst du hinter mir? Übernimm du die Führung.«

»Ich weiß nicht, wohin.«

»Folge dem Weg, er bringt dich schon ans Ziel.«

»Er ist nicht markiert.«

»Er ist markiert, aber nicht mit Farbe, sondern mit Spuren, mit zertretenem Gras, mit verschobenen Steinen, mit blanken Stellen am Fels. Man muss nur hinschauen und sehen. Und er hat auch seine eigene Logik, das ist das wichtigste Zeichen. Wege haben ihre Logik. Wenn man die erkennt, findet man sich leicht zurecht.«

»Ich habe heute frei. Ich hab keine Energie für neue Erkenntnisse und keinen Sinn für Logik. Versteh du den Weg, und ich genieße die Landschaft.«

»Wieso? Ich geh hinter dir her und guck auf deinen Po. Das ist viel schöner, und ich darf auch mal genießen.«

Obwohl er ihr Ehemann ist, betrachtet sie ihn so, wie Mütter ihre heranwachsenden Söhne ansehen: mit Verständnislosigkeit, Hoffnung, Angst, Belustigung und Neugier. Sie hat nie einen heranwachsenden Sohn gehabt, und seit dem Unglück weiß sie, dass sie auch nie einen haben wird, aber sie unterrichtet schon viele Jahre lang an der Oberschule der Moschawa und kennt daher diesen Blick, den Mütter auf ihre Söhne werfen und mit dem sie nun ihren Ehemann bedenkt.

Ich spüre das Flattern in meinem Innern: »Habe ich etwa im Leib noch Söhne? Habe ich noch Hoffnung?«

Diese schönen biblischen Worte pulsieren zwischen Gebärmutter und Herz: »Ja, wenn ich noch diese Nacht einem Mann gehörte und gar Söhne bekäme?« – Einem Mann? Meinem Mann? Dir?

## II

Sie hatten oft Ausflüge gemacht. Anfangs zu zweit, dann mit ihrem Sohn. Zuerst hatte er in ihrem Bauch geschaukelt und geschwommen, dann in einem Tragetuch vor ihrer Brust geschlummert, danach in einer Trage gesessen, die sein Vater ihm in der Rucksacknäherei seiner Reserveeinheit genäht hatte. In diesem selbstgefertigten Beutel hatte er ihn auf dem Rücken getragen, eben diesem Rücken, den er ihr jetzt zuwendet.

Ihre immer rasch tränenden Augen werden nun überschwemmt von Bildern: der Sohn als kleiner Reiter auf den Schultern seines Vaters. Der Vater trabt, wiehert wie ein Pferd, die Mutter läuft hinterher: »Pass auf! Ich bitte dich. Er ist ganz verängstigt. Er fällt gleich runter. Pass auf!«

Aber ihre Prophezeiung bewahrheitete sich nicht. Das Kind war zwar verängstigt, genoss es aber, nach Kinderart. Der Kleine lachte. Wuchs. Konnte stehen. Tat seine ersten Schritte. Purzelte um wie ein Baby und stand wieder auf wie ein Baby. Schon damals ließ er die Leichtfüßigkeit seiner Eltern erkennen – in seinem Gang, seinem Straucheln, seinem Lächeln, seinem Aufrappeln.

Zuerst waren sie in der nächsten Umgebung gewandert, zu den mit Klatschmohn und Chrysanthemen gesprenkelten Macchia-Flächen östlich der Moschawa und den rosa Flachsstellen am Hügel hinter der Avocadopflanzung. Später dann zu dem verborgenen Weiher im Norden, dem bescheidenen, weltabgeschiedenen Gewässer, das sie in der Sommerhitze aufsuchten und in dem ihr Bruder ihr Schwimmen und Tauchen beigebracht hatte, da war er ein

großer Junge gewesen und sie ein kleines Mädchen. Und als das Kind sicherer ging, nahmen sie es auch mit zu Opa Seevs Wadi, so nannten sie das trockene Bachbett, in dem der große Johannisbrotbaum stand – Großvaters großer Johannisbrotbaum, genauer gesagt.

Dort, in jenem Wadi, waren sie und ihr Bruder als Kinder mit ihrem Großvater gewandert. Dort hatte er ihnen beigebracht, Wildblumen zu bestimmen, ihre Samen zu markieren und zu sammeln. Unter jenem Johannisbrotbaum hatte er ihnen eine Geschichte erzählt, die sie später für ihren Sohn aufschrieb: die Geschichte vom Steinzeitmenschen, der einst in der nahen Höhle wohnte, der Höhle mit der tiefen Zisterne, in die manchmal ein verirrtes Tier – ein Schaf oder eine Ziege – fällt und alsbald zum Himmel stinkt.

Und von diesem Wadi wanderte sie später mit ihrem Ehemann weiter in die parallelen Schluchten, auf und ab stiegen sie – »wir schnüren nordwärts«, nannte er es im Stil seiner Soldaten – und erreichten Orte, an denen sich kein Mensch außer ihnen blicken ließ. Sie liebten sich gern in freier Natur und hatten da ein paar Lieblingsplätze. Und von dort weiter und höher, auf den Bergzug, bis sich ihnen der Ausblick auf die andere Seite bot, für sie beide eine vertraute und beglückende Landschaft und für ihren Sohn eine fremde und ferne, lockende und wunderbare Welt: Komm her, näher ran, fass an, riech mal, füll die wartenden Schubladen deines Gedächtnisses.

Und später zogen die beiden, nur Vater und Sohn, auch ohne sie los.

»Männertouren«, sagte er, und eines Tages setzte er obendrauf: »Die Mädels sind nicht eingeladen.«

So hat er es gesagt, und ich habe bloß aufgelacht. Ahnte nicht, was kommen würde. Ich hatte nie diese berühmte Intuition, diese Vorahnung, die Frauen, und besonders Müttern, nachgesagt wird. Auch am Tag des Unglücks habe ich nichts gespürt.

Männertouren. Nur die beiden allein. Der kleine Junge soll von dem großen Jungen all den Unsinn lernen, den ein Vater seinem Sohn beibringen muss: ein Lagerfeuer anzünden, die Pflanzen erkennen, deren Blätter man zu Tee aufbrühen kann, barfuß laufen – was Mädels oft spöttisch oder ängstlich kommentieren: »Und was, wenn er auf eine Glascherbe tritt?« Und: »Was, wenn eine Schlange kommt?« Und: »Sogar Opa Seev geht immer mit hohen Schuhen.«

»Wenn eine Schlange kommt, werden wir sie wegjagen, nicht wahr, Netta?« – so hatten wir ihn genannt, unseren Sohn, der später, als er größer war, dagegen aufbegehrte: »Im Kindergarten lachen sie mich aus. Warum habt ihr mir einen Mädchennamen gegeben?«

»Lach zurück.«

Und den Polarstern finden, und den alten Pick-up fahren – Netta auf Papas Schoß, seine drei-, vier-, fünf-, sechsjährigen Hände aufgeregt am Lenkrad –, und einen Webeleinenstek knoten, und nachts schärfer sehen, indem man den Blick ein klein wenig abwendet, und all das entdecken und kennenlernen, was das Ohr hört und der Finger fühlt und die Nase riecht und das Auge sieht: »Dieser Stachel stammt von einem Stachelschwein, und das hier ist eine Schlangenhaut, fass sie an und fühl mal, wie dünn und fein sie ist. Fass an, Netta, du brauchst keine Angst zu haben, das ist nur ihre Haut, die Schlange selbst ist nicht mehr drin,



hat sich gehäutet und ist weitergekrochen, und auch wenn sie da wäre – ich bin hier und pass auf dich auf.«

»Hörst du, Netta? Hör gut hin – das ist der Schrei eines Eichelhähers und das der Ruf eines Falken und da kreischt ein Triel und da zirpt eine Streifenprinie und das ist das Schnickern eines Rotkehlchens – jedes Jahr kommt so ein Rotkehlchen auf unseren Hof, immer auf denselben Baum. Wir haben diesen Baum gepflanzt, schon richtig, aber der Vogel betrachtet ihn als seinen Baum. Jetzt schnupper mal: Dieser Strauch heißt *Dittrichia viscosa*. Deine Mama mag den Geruch nicht. Riech dran und sag mir, wie du ihn findest. Nicht so. Mach die Augen zu. Man schnuppert mit geschlossenen Augen. Nur mit der Nase. Gerüche behält man besser im Gedächtnis als Bilder und Geräusche. Dieser Geruch stammt von der *Dittrichia viscosa*, das hier ist Raute, hier riecht es nach einer Mastix-Terebinthe, hier nach Thymian, und nun der Höhepunkt – Salbei. Der Salbei ist ein Freund. Wenn du all die Namen behältst, erzähl ich es Opa Seev, und er wird sich sehr freuen. Vielleicht nimmt er dich dann auch mit zu dem großen Johannisbrotbaum in seinem Wadi und zu der Höhle am Hang, und erklärt auch dir die Pflanzen und ihre Namen, und erzählt auch dir von dem Steinzeitmenschen, der dort mal gewohnt hat, und schnitzt auch dir einen Stock, für den Fall, dass ein böser Hund oder eine giftige Schlange oder ein schlechter Mensch auftaucht. Und wenn du etwas größer bist, wird er dir auch beibringen, mit seinem alten Mauser zu schießen und haarscharf ins Ziel zu treffen.

Das hier sind die Spuren einer Hyäne, wie ein großer Hund sieht sie aus, mit niedrigem Arsch und hohen Schul-

tern. Schau, Netta: Die Spuren der Vorderläufe sind größer als die der Hinterläufe. Was lachst du? Papa hat Arsch gesagt? Sag du auch Arsch. Wir sagen's zusammen: Arsch, Arsch, Arsch, Arsch.

Und hier ist noch was, was sehr Interessantes: dieser Stein. Jeder Stein auf freiem Feld hat eine Unterseite und eine Oberseite, die Seite der Erde und der Dunkelheit und die Seite der Sonne und des Lichts. Siehst du das? Die Unterseite ist glatt. Nur ein paar Erdkrümel und Spinnweben haften daran. Aber an der Oberseite, wo das Licht hinkommt, ist er rauh. Fass an, dann fühlst du's. Die nennt man Flechten. Wenn ein Stein mit den Flechten nach unten liegt, ist das ein Zeichen, dass jemand ihn umgedreht hat. Er hat ihn aufgehoben und nicht wieder richtig rum hingelegt.«

»Die Natur sieht aus wie ein einziges großes Kuddelmuddel«, hatte er ihr oft gesagt, »aber das ist sie nicht. In der Natur ist alles an seinem Platz« – und sie lächelte, wenn sie daran dachte, denn das Wort hatte er auch benutzt, wenn sie sich liebten: »Was für ein Kuddelmuddel hier im Bett! Ein Bein hier, ein Bein dort, und dieser kleine Freund, was macht der denn hier? Komm, wir stecken ihn da rein, wo er hingehört. So. Fühlt sich doch gleich viel besser an, wenn alles schön aufgeräumt ist.«

»Also komm, Netta, legen wir den Stein an seinen Platz zurück. Da, hier war er. Siehst du diese zarten Keime? Dass sie hier ganz weiß sind und nur am Ende grün? Sie sind unter dem Stein gekeimt und zur Seite gekrochen, um rauszukommen, und erst als sie es ans Licht geschafft haben, sind sie grün geworden. Alles, was weiß ist, war unter dem Stein, und alles, was grün ist, war schon draußen. Und das

besagt noch etwas – dass man den Stein erst vor kurzem verlegt hat. Das ist doch interessant, was, Netta? Wir sind wie Polizeidetektive.«

»Männertouren«, hatte er zu ihr gesagt. Er hatte den Sohn, der Sohn ihn angeschaut, und beide – wie leutselige Sieger – sie. Wer kommt gegen so ein Männerteam an, gegen Vater und Sohn, die einander anlächeln wie zwei Verschwörer? Männertouren in die Hügel im Süden, Männertouren in die großen Maisfelder im Norden der Moschawa, wo sie junge, noch süße Kolben klauten, die sie so gern aß.

»Wir rösten sie für Mama auf dem Feuer. Komm, ich zeig dir, wie's geht.«

»Hab ich dir mitgebracht, Mama, schmecken sie dir?«

»Iss, extra für dich.«

Ich habe sie gegessen. Hab's genossen. Bin wütend geworden.

Und Männertouren entlang der Steilküste und in die Felsen hinter der Kreuzritterfestung, wo die Alpenveilchen schon zu Chanukka blühen. »Schau dir bitte dieses Wunder an«, sagte Opa Seev, als er noch lebte und ich ein kleines Mädchen war, »diese Alpenveilchen blühen schon, und die grünen Blätter sind noch gar nicht aus der Erde gekommen. Das gibt's nur hier bei uns. So nahe an der Moschawa, und kein Mensch weiß davon. Nur du und ich.«

Und eine Männertour in die Wüste, zum ersten und letzten Mal, vor genau zwölf Jahren, der Ausflug, nach dem wir nicht mehr wandern waren, nicht die Männer allein und nicht mit mir zusammen, und ehrlich gesagt, haben wir danach nichts mehr gemeinsam unternommen. Zwölf Jahre sind seither vergangen, und mir kamen sie vor wie hundert.